Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Empirische Kulturwissenschaft Schweiz

Band: 23 (1920-1921)

Artikel: Volkskundliches aus dem Frei- und Kelleramt

Autor: Meier, S.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-112138

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Volkskundliches aus dem Frei- und Kelleramt.

Von S. Meier, Lehrer, Wohlen.

(Zweite Reihe V)[1])

Werchbehandlung.

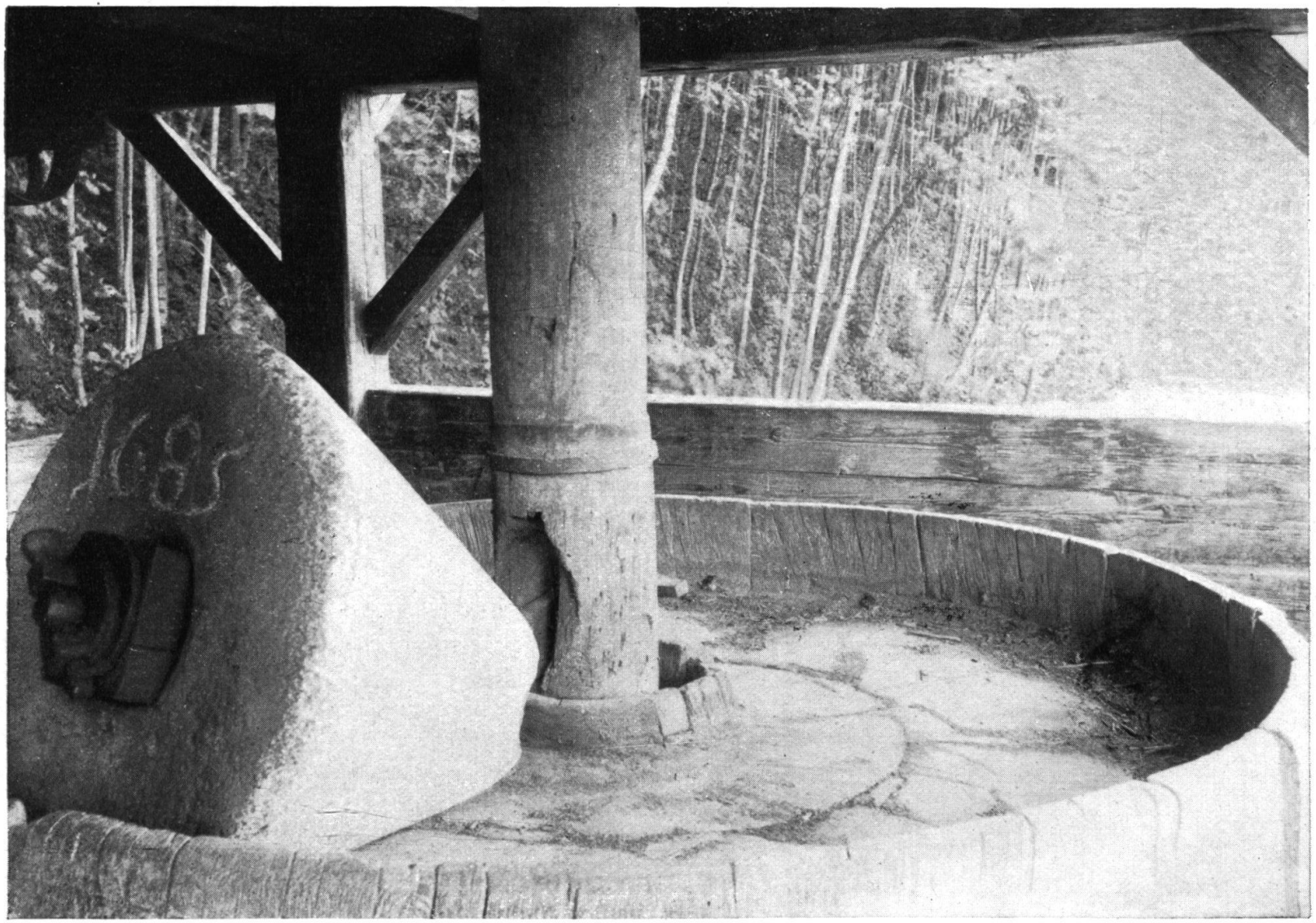
Bis in die Achtzigerjahre hinein konnte man bei uns landauf, landab in der Nähe von Bauernhäusern auch „Haufbündten“ treffen, d. h. etwa $^1/_8$, $^1/_{12}$ od. $^1/_{16}$ Juch. haltende Stücke Land, auf denen Hanf (Werch) gepflanzt wurde. Wie aber Hirse, Wägluege (Cichorie), Makulpe (Mohn), Lewat, Flachs so ist auch diese ehemals so geschätzte Gespinstpflanze mit der Zeit immer mehr vernachlässigt worden und schliesslich gänzlich abgegangen zur grossen Betrübnis der Spatzen, Maisli, Dischdeli, Zīsli und dergleichen Samenfresser, die im Hochsommer, d. h. zur Zeit der Reife in den genannten Pünten trotz darin aufgestellten „Böhlimā“ (Scheuche) sich gütlich taten und ein Leben führten, das sprichwörtlich geworden ist, sagt man doch heutzutage noch von fröhlich schmausenden Leuten: „Si haselierid wie d Vögel im Haufsōmĕ.“

Der reife Hanf wurde Stengel um Stengel sorgfältig von Hand ausgezogen, etwa 14 Tage lang auf einer abgemähten Wiese zum Trocknen „āg'laid“ (ausgelegt) und während dieser Zeit hie und da gekehrt. Beim Ausziehen machte man zweierlei Werch: die längsten, schönsten Stengel gaben „Raitwerch,“ der Rest Rätschwerch. War das ausgelegte Werch dürr, so band man es bundweise zusammen und stellte die Bünde in den Schopf, um sie dann bei nächster Gelegenheit bezw. im September zu verarbeiten (raiten und rätschen). Das Raiten war reine Handarbeit und geschah bei kaltem Wetter in der Stube, das Rätschen erfolgte im Freien mittelst der Rätsche (Hanfbreche). Vor dem Brechen wurde das Rätschwerch noch auf der „Rätschtaare“ erwärmt und ausgedörrt. Die Darre bestand aus zwei Seitenbrettern, über welche oben ein Gatter gelegt wurde. Unter dem Gatter wurde mit Torf- und Werchabfall beständig leicht gefeuert. Hiebei konnte es aber geschehen, dass das aufgelegte Werch in Brand geriet, es musste daher sorgfältig überwacht werden, ebenso durfte die Rätsch-

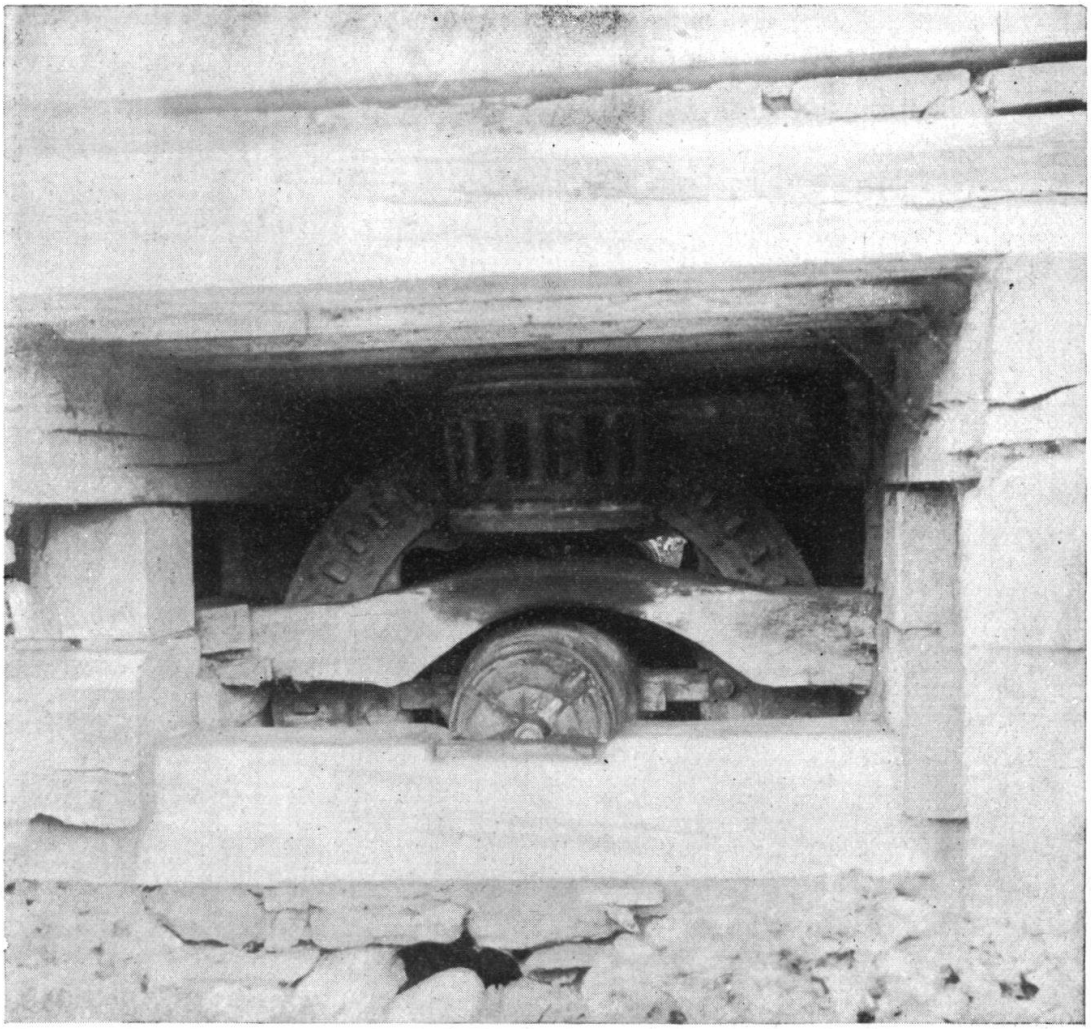
[1]) Archiv 21, 189; 22, 80. 163.

darre nicht in unmittelbarer Nähe der Häuser errichtet werden, dies namentlich in früherer Zeit, wo in den Dörfern die Gebäude von Holz mit Strohdachung vorherrschten. Gingen auf einem Rätschplatz Leute vorbei, die dem vermöglichen Stande anzugehören schienen, so trat eine mutwillige Rätscherin auf sie zu mit der Bitte: „Gänd is ã öppis i d Rätschete!“ Dabei hielt die Bittende einige Werchstengel in der Hand.

Das meiste Rätschwerk wurde zu „Barte“ gemacht, beim Raiten gabs „Rischde“. Letztere ist „langsam“ d. h. langfaserig. Reiste und Barten fasste man in „Wōsch“, von denen jeder nachher in eine „Züpf“ geflochten wurde. Nun folgte das „Rībĕ“, das den Zweck hatte, das Werch weich und geschmeidig zu machen. Es wurde in der „Rībĭ“, einem Nebengebäude der Getreidemühlen vorgenommen und gewöhnlich von einer Magd oder einer erwachsenen Tochter des Hauses besorgt. Sie legte die Zöpfe nebeneinander ins kreisrunde Reibebett, auf dem sich ein schwerer „Ribistai“ in der Form eines abgestumpften Kegels um sich selbst und gleichzeitig in der Runde herum wälzte. Während des Reibens musste die Arbeiterin die eingelegten Wische beständig überwachen und immer wieder zurechtlegen, sie musste aber auch für sich selber aufpassen und stets auf der Hut sein vor dem mit Gepolter rollenden Stein. Um von dem bei der Arbeit in Menge aufwirbelnden Staube ihre Haare nicht voll zu bekommen, band sie ein Tuch um den Kopf. In einer Stunde konnten etwa anderthalb Dutzend Zöpfe fertig gerieben werden. Das geriebene Werch wurde in einer Kammer oder im Speicher liegend aufbewahrt oder aufgelegt und anfangs Winter in der offenen Scheune gehechelt. Vor dem Hecheln mussten die „Wōsch“ nochmals gedörrt werden. Man dörrte sie auf dem warmen Ofen. Im Ofen selbst zu dörren, war verboten, (in Tägerig im Jahre 1806 bei 8 Fr. Busse) wegen Feuersgefahr. Das Hecheln wurde von berufsmässigen Hechlern besorgt, die einen weitläufigen Kundenkreis hatten. Beispielsweise liessen Bauern zu Boswil, die vor sechzig Jahren noch keinen eigenen Hechler hatten, damals einen solchen von Auw kommen, Joner in den Siebzigerjahren einen von Oberwil. Die Hechel bestand in einer dicken, rechteckigen, hölzernen Platte, in der vier bis fünf Reihen drei Zoll langer, eiserner Nadeln senkrecht eingesteckt waren, durch welche das Werch gezogen wurde. An dieser Art der Beschäftigung erinnert die Redens-



Alte Werchreibe bei der Obermühle zu Villmergen. (Reibbett, Reibstein, Spille.)



Hölzernes Triebwerk unter dem „Ribbett“ der alten Werchreibe zu Villmergen.
(Wellbaum, Triebrad, „Spillecholbe“ oder Laterne.)

art: „Aine dur d Hächle zie“, „aine verhächle“ d. h. durchhächeln, sowie ein in der Laube eines an der Landstrasse Jonen - Ottenbach stehenden Wohnhauses eingeschnittene Spruch, der, in modernes Deutsch gefasst, folgendermassen lautet:

Willst du einen neuen Bau aufschlagen,
Musst viel hören und wenig sagen,
Musst sogar die Leut noch ehren
Die dich durch die Hechel zehren.

Das beim Hecheln abfallende kurze Werch, hiess Barte. Die Reiste band man in „Wickli“. Im Winter wurden die Reiste und Barten von Frauen und grösseren Mädchen in der warmen Stube an Spinnrädern zu Garn gesponnen, doch haben wir auch einen ledigen „Götti“ gekannt, der ein tüchtiger Spinner war. Auf das Spinnen folgte das „Seechte“ im „Wöschhüsli“ oder „Seechthüsli“. Zu diesem Zwecke legte die Hausfrau das Garn in eine hölzerne Stande, übergoss es mit kaltem oder lauwarmem Wasser und liess es darin etwa eine Nacht lang liegen. Dann wurde Asche gesotten, d. h. eine „Äschelauge“ gemacht, ein Tuch, das sog. „Äschetuech“ oder „d'Äscheblache“ über das Garn gelegt, durch Ausziehen des Zapfens das Wasser abgelassen und statt dessen Lauge über das Garn geschüttet. Was unten hinauslief, wurde vorweg wieder oben eingeschüttet, so den ganzen Tag hindurch. Am zweiten Tag machte man einen frischen „Äscherich“ und das Aufgiessen und Ablaufenlassen ging von vornen an, so acht Tage lang und oft noch länger, bis eine ganze Stande voll Garn geseechtet d. h. halb weich geworden war. Während der ganzen Dauer des Seechtens musste der Inhalt der Stande 2—3 mal gekehrt werden. Das geseechtete Garn hing man gewöhnlich in die Schütte (Estrich) an Stangen zum Trocknen und schüttete es dann jeden Tag etwa einmal. Nach zirka drei Tagen war der Tröckneprozess vollendet und das Garn konnte dem Leineweber gebracht werden, der daraus im kühlen „Under- oder Hindergade“ Ristigs und Bärtigs wob. Das gewobene Tuch wurde noch gebleicht und schliesslich im eigenen Haushalt gebraucht, Ristigs bei der Anfertigung von Mannshemden, Bärtigs zu „Hämmlistöcke“ fürs Wibervolch, ferner zu Leintüchern und Zwählen.

Zu einem bäuerischen Inventar gehörten ehemals notwendigerweise einige Ellen „bärtigs Tuoch und ristigs Tuoch“,

einige Pfund Barten und Risten, sowie ein gewisses Quantum Hanfsamen zum Ansäen (etwa 1 Viertel für 1 Vierlig Pünt). Rätschen und Hächeln sind seither so ziemlich überall verschwunden und Spinnräder kann man bloss noch etwa — was gut erhaltene und vom Drechsler mit besonderm Fleiss und Kunst gearbeitete Exemplare betrifft — in den „Salons“ wohlhabender Leute finden, wo sie als Schaustück eine Ecke ausfüllen.

Was die Reiben anbelangt, so hat Villmergen noch die Ehre eine solche Einrichtung zu besitzen. Sie befindet sich unweit der obern Mühle und als zu derselben gehörig in einem kleinen, offenen Holzbau. Triebrad (ein sog. Stirnkammrad) Laterne, Spindel, Reibebett sind von Eichenholz. Auch das Wasserrad war von Holz, ist aber geschlissen worden. Das Bett misst in der Runde 6 m 85 cm und ist aus Klötzen zusammengesetzt und zwar so, dass ihre Stirnseiten mit den Jahresringen nach oben gerichtet sind. Die äussersten Klötze sind auch derart zugeschnitten, dass ihr oberer Teil, einer an den andern geschlossen, zusammen für das Bett eine 20 cm hohe Wand bildet. Aussen gemessen, beträgt die Höhe des Reibbettes 75 cm, innen demnach 56 cm. Die Spindel hat einen Umfang von 80 cm bei einer Höhe von 132 cm, der Stein, ein harter Geissberger, eine Länge von 65 cm bei einem Durchmesser von 33 bezw. 75 cm. Auf dem Bett ruht also eine schwere Last. An der äussern Bodenfläche trägt der Reibstein die Jahrzahl 1685 eingehauen und mag somit „Augenzeuge“ gewesen sein, als Katholiken und Protestanten im zweiten Villmerkriege (1712) sich gegenseitig bekämpften. Das Reiben von Werch hat er längst aufgeben müssen, dagegen wurde ihm in seinem hohen Alter die Aufgabe zuteil, während einiger Zeit für eine Lenzburger Handelsfirma Stockfische weich zu reiben. Die Villmerger Reibe dürfte einzig dastehen im ganzen Freiamt und der Stein einzig in seinem Bett liegen als ehemaliger Werch- und Stockfischreiber.